"Ikonenarchitektur interessiert mich nicht"

Autor(en): **Krucker, Daniel / Blumer, Jacques**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2012)**

Heft [3]: **Wohnen & Menschen**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-349033

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

GESPRÄCH MIT DEM ARCHITEKTEN JACQUES BLUMER

«Ikonenarchitektur interessiert mich nicht»

INTERVIEW UND BILD: **DANIEL KRUCKER**

Bei vielen Bauprojekten seien heute die Zahlen wichtiger als die Menschen, findet der Architekt Jacques Blumer. Er erklärt, was gute Siedlungsarchitektur ist und wann ein Gebäude emotional berührt.

***Wohnen*extra: Herr Blumer, mit Ihrem Büro «Atelier 5» haben Sie beispielhafte Wohnsiedlungen in ganz Europa entworfen. Dabei waren Ihnen Kontaktmöglichkeiten für die Bewohner stets besonders wichtig. Wie beurteilen Sie die aktuelle Siedlungsarchitektur in der Schweiz?**

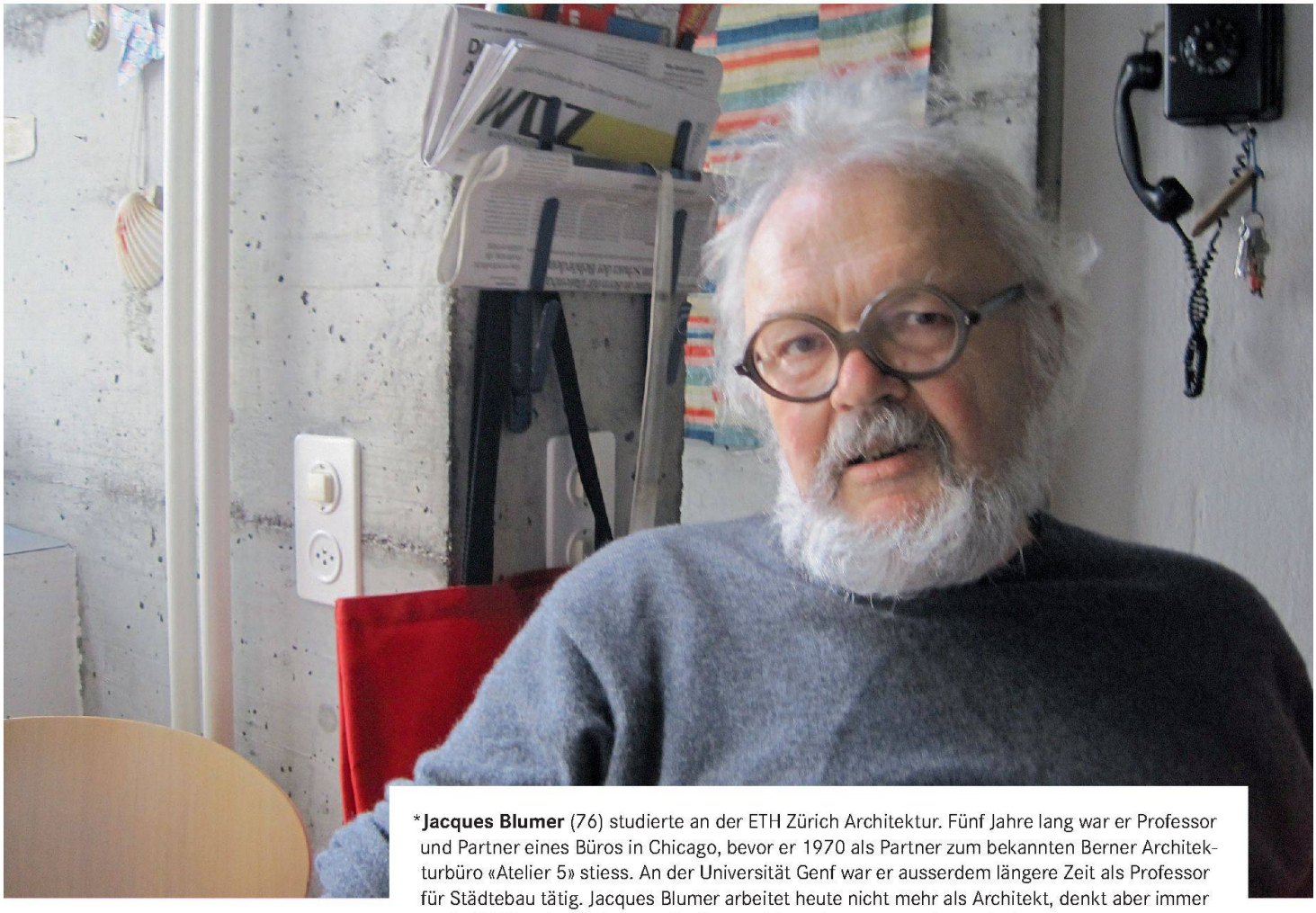
Was ich heute sehe, macht mich nicht glücklich. Ich frage mich, ob die Architekten genügend darüber nachdenken, was eine vernünftige Siedlung ausmacht. Dabei ist die Idee des gemeinschaftlichen Wohnens ja nicht neu. Sie hat ihre Anfänge in der industriellen Revolution: Einige aufgeklärte Industrielle haben sich Gedanken über die Wohn- und Lebenssituation ihrer Arbeiterinnen und Arbeiter gemacht. Zu dieser Zeit entstanden die ersten wegweisenden Projekte. Später waren es die Baugenossenschaften, die den Faden aufgenommen haben. Leider schielen heute auch viele Genossenschaften mehr auf die Zahlen als auf die bekannten Vorbilder. Natürlich ist das auch ein wichtiger Punkt. Doch der ökonomische Aspekt wird viel zu stark gewichtet.

Was müssten denn Architekten und Bauträger besser machen?

Schauen Sie sich die modernen Siedlungen an. Da stehen Klötze in einer sterilen Umgebung. Weil das Material heute im Verhältnis zur Arbeit so billig ist, kann man sich eine «goldene Fassade» leisten. Das ist kostengünstiger, als den Aussenraum so zu gestalten, dass er brauchbar ist.

Aber gerade auf ihre guten und grosszügigen Aussenräume sind doch viele Baugenossenschaften stolz.

Ich habe den ökonomischen Aspekt bereits erwähnt: Wer einen guten Aussenraum gestalten will, muss bereit sein, mehr zu investieren. Denn das verdichtete Bauen bietet die Chance, Aussenräume zu planen, die für Kinder anregend sind und auch den Erwachsenen Begegnungen ermöglichen. Die Menschen wollen nämlich das Gemeinsame erfahren, wünschen sich aber gleichzeitig eine gewisse Privatheit. Doch all dies kostet: Jede Treppe, jedes Mäuerchen muss bezahlt werden. Etwas Gescheites zu machen ist jedoch überall möglich.



*Jacques Blumer (76) studierte an der ETH Zürich Architektur. Fünf Jahre lang war er Professor und Partner eines Büros in Chicago, bevor er 1970 als Partner zum bekannten Berner Architekturbüro «Atelier 5» stiess. An der Universität Genf war er ausserdem längere Zeit als Professor für Städtebau tätig. Jacques Blumer arbeitet heute nicht mehr als Architekt, denkt aber immer noch viel über Architektur nach, die zum Menschen passt und umgekehrt.

Sie plädieren für höchstens vier- bis fünfgeschossige Wohnbauten. Wer höher baut, spart dafür Bauland. Das ist doch nicht unwichtig.

Dieses Argument lasse ich nicht gelten. Mit viergeschossigen Bauten bringt man die gleiche Anzahl Wohnungen auf der gleichen Fläche unter wie mit siebengeschossigen Gebäuden. Natürlich ist die räumliche Verdichtung bei niedrigeren Häusern höher. Aber gerade die hohe Dichte lässt mehr Gemeinschaft zu. Und: Der Kontakt zum Boden ist für die Menschen wichtig. Vom vierten Stock aus können die Bewohner die Kinder zum Essen rufen, und wenn der Lift nicht funktioniert, ist das auch kein Problem. Je höher ein Wohnhaus ist, desto schwieriger werden die ganz banalen Dinge im Alltag. In drei- und viergeschossigen Häusern sind kleine Kinder früher selbständig.

Was ist aus dem Gestaltungsleitsatz «form follows function» geworden?

Der Grundsatz, dass funktionale Aspekte die Gestaltung eines Hauses mitbestimmen, ist leider etwas in Vergessenheit geraten. Daran sind vor allem die Architekten schuld. Sie machen sich wichtig und nehmen sich zu viele Freiheiten heraus. Das Interesse, sich über das Wohnen Gedanken zu machen, nimmt aber zu. Es ist doch so: Wohnen ist kein Luxus! Ich bin zuversichtlich, dass bald wieder mehr Zeit in Planung und Denkarbeit investiert wird. Davon können die Bewohnerinnen und Bewohner nur profitieren.

In vielen Städten gibt es Gebäude, die wohl eine Funktion haben, deren Form jedoch fast mehr zu reden gibt. Kann Ikonenarchitektur wie zum Beispiel das Guggenheim-Museum in Bilbao oder das «Vogelnest» in Peking mehr sein als eine Touristenattraktion?

Dieser Art von Architektur interessiert mich nicht. Sie mag nett sein, wie ein süsses Dessert oder ein herumstehender Clown. Blöd ist nur, wenn in Städten plötzlich alle hundert Meter ein anderer Clown steht. Mir gefallen Konzepte wie jenes von Berlin viel besser. Dort gibt es für die ganze Stadt klare, einfache und regelmässige Baubestimmungen. Mit einer Ausnahme: dem Potsdamer Platz. Sehr auffällige Gebäude sind dort an einer Stelle konzentriert.

Was macht ein Gebäude aus, in dem man sich beim Betreten sogleich wohlfühlt?

Ein gutes Beispiel ist ein Berliner Konzerthaus aus den Sechzigerjahren, in dem ich kürzlich war. Um die Bühne herum ist dort ein ganzer Satz von Flächen in verschiedenen Höhen angeordnet. Man fühlt sich wie in einer Landschaft. Das ist der richtige Ort für die richtige Sache. Ein Wohnhaus berührt die Menschen auch dann emotional, wenn es altern kann, wenn man das Vergehen der Zeit spürt. Ein Haus muss Runzeln entwickeln dürfen. Häuser, die klinisch wirken, werden nie dieselbe Akzeptanz erfahren. Roher Beton zum Beispiel ist ein wunderbares Material. Er kriegt Flecken, verfärbt sich, zeigt sein Alter. Heute wird viel zu viel glatt polierter Beton verwendet. Mich wundert nicht, dass die Leute schlecht über Beton reden. Roher Beton dagegen kann überwachsen, und das Gebäude ändert sein Gesicht mit den Jahreszeiten.